

# ZPTh

Zeitschrift  
für Pastoraltheologie

---

Unterschiede, die einen Unterschied machen?  
Überlegungen zur Alters- und Generationendiversität  
in Gesellschaft und Kirche

## Unterschiede, die einen Unterschied machen? Überlegungen zur Alters- und Generationendiversität in Gesellschaft und Kirche

### Abstract

Die meisten Begriffe, die wir viel und selbstverständlich gebrauchen, offenbaren bei genauerem Blick eine ausgeprägte Mehrdeutigkeit. Mit „Alter“, „Generation“ und „Diversität“ ist es nicht anders. Von daher braucht es die Vergewisserung, was (alles) mit diesen Schlagworten bezeichnet und beschrieben werden kann. Erst dann erschließt sich ihr Potenzial für eine geschärfte Wahrnehmung und aufmerksame Reflexion der Wirklichkeiten und der Konstruktionen, mit denen Gesellschaft und Kirche im Alters- und Generationendiskurs hantieren – oder dies anstelle undifferenzierter Stereotype besser tun sollten. Auf diese Weise eröffnet sich eine diversitätssensible Perspektive auf die unterschiedlichen Wege des Altwerdens und die vielen Gesichter der je eigenen Lebensalter. Auch die Rede von Generationen und Generationendialogen bekommt eine neue Qualität. Die sich über die Lebensspanne dynamisch und plural hinweg entwickelnde Religiosität sowie die Erfahrungs- und Meinungsvielfalt zur kirchlichen Sozialform „Gemeinde“ seien hierfür zwei exemplarische Fokussierungen.

Most of the terms that we use a lot and in a seemingly self-evident way reveal a pronounced ambiguity on closer inspection. The same holds true for terms such as "age", "generation" and "diversity". Therefore, it is necessary to define what exactly can be described with these keywords. It is only then that their potential for a sharpened perception and a more attentive reflection of those realities and constructions which society and the church use in age and generation discourse is revealed – or better should do in place of using undifferentiated stereotypes. In this way, a diversity-sensitive perspective on the different ways of aging and the many faces of each distinct age opens up. Furthermore, the speech of generations and the dialogue between generations gets a new quality. Two exemplary focal points are religious beliefs, which develop dynamically and plurally over the lifespan, as well as the plurality of experiences with and opinions on the ecclesiastical social form "parish" resp. "community".

„Diversität“ avanciert in immer mehr gesellschaftlichen Debatten und wissenschaftlichen Diskursen zu einem Schlüsselbegriff, ohne dass die Beteiligten darunter unbedingt das Gleiche verstehen. Auch wenn es jeweils um Verschiedenheit, Andersartigkeit, Ungleichheit und Individualität gehen mag, so bleibt die Reichweite und Richtung der konkreten Diversitätsrede doch offen für eigene Akzentsetzungen.<sup>1</sup> Die einen erheben und beschreiben empirisch-analytisch eine mehr oder weniger große Vielzahl von Kategorien und Merkmalen wie beispielsweise Nationalität, Ethnizität, Ge-

---

<sup>1</sup> Vgl. Paul Mecheril – Melanie Plößer, Diversity und Soziale Arbeit, in: Hans-Uwe Otto – Hans Thiersch – Klaus Grunwald (Hg.), Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, München <sup>5</sup>2015, 322–331.

schlecht, sexuelle Orientierung, Klasse, Religion, den ökonomischen Status oder eben auch das Alter, um so Gemeinsamkeiten und vor allem Unterschiede von Menschen oder Personengruppen herauszustreichen und für ungleiche Teilhabechancen zu sensibilisieren. Andere widmen sich eher der normativ-präskriptiven Dimension von Diversität und messen Vielfalt ganz grundsätzlichen einen positiven Wert zu, den es als gesellschaftliche Ressource zu pflegen und zu nutzen gilt. Schmitt, Tuider und Witte unterscheiden im historischen Rückblick und im Interesse einer Systematisierung verschiedene Diversity-Ansätze:<sup>2</sup> Der rechtlich-affirmative Ansatz gründe in den Bürgerrechtsbewegungen der USA und habe in den 1950er- bis 1970er-Jahren dafür gesorgt, dass hier engagierte Frauen, Schwarze, Homosexuelle etc. gesellschaftlich sichtbarer wurden, verbreitete Diskriminierungspraxen relativieren halfen und gesetzlich verankerte Chancengleichheit erstritten. Ebenfalls in den USA wurzelt das von den AutorInnen als unternehmerisch-ökonomischer Ansatz bezeichnete „Diversity-Management“. Hier stehe nicht der Abbau von Diskriminierung am Arbeitsplatz und anderen Stellen im Vordergrund, sondern die Gewinnmaximierung von Unternehmen durch die produktive Nutzung der Vielfalt in der Belegschaft. Der Kompetenzansatz wiederum verstehe Heterogenität als Herausforderung beispielsweise für die gelingende Kommunikation mit Angehörigen anderer Kulturen und setze sich dementsprechend für die Ausbildung bzw. Stärkung entsprechender personaler oder organisationaler Kompetenzen ein. Ganz ähnlich beschäftige den pädagogisch-organisationalen Ansatz die Frage, wie Institutionen strukturiert werden müssen, um individuellen und lebensweltlichen Verschiedenheiten gerecht zu werden und soziale Ausgrenzung zu verhindern. Der machtkritisch-reflexive Ansatz schließlich versuche der Gefahr zu begegnen, durch die Fokussierung auf vermeintliche oder tatsächliche Unterschiede (unbedacht) Menschen einseitig auf bestimmte Merkmale festzulegen und eine binäre sowie zumindest potenziell machtförmige Unterscheidung zwischen „Wir“ und „die Anderen“ zu etablieren bzw. zu verfestigen. Differenzbeachtung und -anerkennung ebenso wie Differenzignoranz und -missachtung müssten stattdessen fortlaufend kritisch reflektiert werden.

Bereits diese Andeutungen zu einer längst noch nicht abgeschlossenen Diskussion zeigen (diese Wortspielerei sei erlaubt) die Diversität im Umgang mit der Diversität auf, auch wenn eine gründliche (zum Beispiel wissenssoziologische) Auseinandersetzung mit der Art und Weise, von Diversität zu sprechen, damit natürlich noch nicht geleistet ist. Dass dies in Kirche und Theologie nicht anders ist, verwundert nicht. So hat auch dieser Beitrag, der aus praktisch-theologischer Perspektive auf die Merkmale „Alter“ und „Generation“ fokussiert und die in diesem Zusammenhang beschreibbare Vielfalt betont, sein eigenes (und dies sei zugegeben, eher diffuses) Diversitätsverständnis. Beschreibungen und Bewertungen greifen dabei ineinander: Heterogenität

---

<sup>2</sup> Elisabeth Tuider – Matthias D. Witte – Caroline Schmitt, Diversity-Ansätze – Errungenschaften, Ambivalenzen und Herausforderungen, in: Sozialmagazin o. Jg. (2015) 10, 6–13.

des Alter(n)s und der Generationen wird sowohl als Unterschied beschrieben, als auch als Chance oder Belastung interpretiert und kritisch bezüglich der hier wirkenden Ungleichheitsverhältnisse hinterfragt. Vor allem aber leiten die eigenen Überlegungen die metaperspektivische Frage: Wozu dient die Unterscheidung „Alter“ und „Generation“ überhaupt?

## 1. Diversität und Alter(n)

Angenommen, die katholische Kirche in Deutschland würde sich als ein Wirtschaftsunternehmen begreifen oder sich mit Bundes-, Landes- und Kommunalinstitutionen, Hochschulen, Stiftungen, Verbänden und Vereinen einreihen in den „öffentlichen Sektor“, dann hätte sie – vielleicht – bereits die auf Initiative von Daimler, der BP Europa SE (ehemals Deutsche BP), der Deutschen Bank und der Deutschen Telekom im Dezember 2006 ins Leben gerufene und von der Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel als Schirmherrin unterstützte „Charta der Vielfalt“ unterschrieben. Diese möchte nach eigenem Bekunden „die Anerkennung, Wertschätzung und Einbeziehung von Vielfalt in der Unternehmenskultur in Deutschland voranbringen. Organisationen sollen ein Arbeitsumfeld schaffen, das frei von Vorurteilen ist. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen Wertschätzung erfahren – unabhängig von Geschlecht, Nationalität, ethnischer Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität.“<sup>3</sup> Dazu wollen die (Stand: September 2017) rund 2.600 UnterzeichnerInnen – folgt man dem Wortlaut der „Charta der Vielfalt“<sup>4</sup> – ihrerseits „ein Klima der Akzeptanz und des gegenseitigen Vertrauens“ schaffen, „eine Organisationskultur pflegen, die von gegenseitigem Respekt und Wertschätzung jeder und jedes Einzelnen geprägt ist“, „Personalprozesse überprüfen und sicherstellen, dass diese den vielfältigen Fähigkeiten und Talenten aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie unserem Leistungsanspruch gerecht werden“ sowie „die Vielfalt der Gesellschaft innerhalb und außerhalb der Organisation anerkennen, die darin liegenden Potenziale wertschätzen und für das Unternehmen oder die Institution gewinnbringend einsetzen.“

Eine im Internet aufrufbare Datenbank dieser Initiative macht leider nicht übersichtlich transparent, wer die „Charta der Vielfalt“ bereits unterzeichnet hat (sicher sind es noch mehr kirchliche Einrichtungen als das Diakonische Werk im Kirchenkreis Lübbecke e. V. oder die Katholische Stiftung Marienhospital Aachen). Dass unter dem Diversity-Fokus „Alter“ zum Recherchezeitpunkt im September 2017 lediglich sechs Suchergebnisse (und kein kirchlicher Akteur) angezeigt werden, überrascht und

---

<sup>3</sup> <https://www.charta-der-vielfalt.de/charta-der-vielfalt/ueber-die-charta.html> (abgerufen am 3. 9. 2017).

<sup>4</sup> <https://www.charta-der-vielfalt.de/charta-der-vielfalt/die-charta-im-wortlaut.html> (abgerufen am 3. 9. 2017).

enttäuscht dann doch. Ist ein solcher Befund als Indiz für mangelndes Interesse an dem Faktor „Alter“ zu deuten, zeugt er gar von einer über Ignoranz hinausreichenden Praxis der Altersdiskriminierung, oder werden hier nur einmal mehr die nicht nur, aber auch nicht zuletzt begrifflichen Schwierigkeiten im Umgang mit dem Alter(n) sichtbar?

Was heißt schon „jung“, was „alt“? Im Alltag fällt es uns einerseits nicht schwer, andere Menschen oder auch uns selbst in eine dieser beiden oder weitere Altersgruppen („jugendlich“, „mittelalt“, „hochbetagt“ o. Ä.) einzureihen. Andererseits stoßen genau solche Zuordnungen rasch an ihre Grenzen, wenn nach den zugrundeliegenden Kriterien gefragt wird.<sup>5</sup> Die hier zu konstatierende Vielschichtigkeit resultiert zum einen sicher daraus, dass Alter(n)srede häufig offenlässt, ob das chronologische bzw. kalendarische, das biologische oder das psychosoziale Alter(n) gemeint ist. Die einen benennen – in der Regel in Jahren – die Lebensdauer eines Organismus und beachten dabei nicht die körperlich-geistige Konstitution der oder des Betreffenden. Gerade diese steht aber im Mittelpunkt der Perspektive, die sich auf das jeweilige Entwicklungsstadium eines Organismus richtet und mit dem biologischen Alter(n) einen physiologischen Reifungs- und/oder Abbauprozess beschreibt. Wer von „psychischem Alter(n)“ spricht, bezieht sich auf die alter(n)sbezogene Selbstwahrnehmung und das dazu korrespondierende Verhalten, dagegen bringt das Konzept des „sozialen Alter(n)s“ zum Ausdruck, dass es hier um das Produkt gesellschaftlicher Institutionalisierung und kultureller Repräsentation geht, die den stetigen Alternsprozess in Lebensphasen unterteilen, Übergänge markieren und damit überhaupt erst eine Gliederung der Gesellschaft nach Lebensalter konstituieren. Bemerkenswert ist dabei, das „Alter“ als soziale Zuschreibung trotz des Prozesscharakters und der Existenz zahlreicher Altersstufen entlang der binären Pole jung/alt operiert, während die mittleren Lebensjahre sowohl im Alltagsverständnis wie in der wissenschaftlichen Analyse als weitgehend alterslos behandelt werden.<sup>6</sup>

Innerhalb dieser verschiedenen Sichtweisen auf das Alter(n) dominiert der Aspekt des Lebensalters. „Neben dem Eigennamen“, so hält Silke van Dyk fest, „wird im Alltag kein persönliches Merkmal so häufig abgefragt wie das kalendarische Alter und obwohl es [...] höchst Unterschiedliches bezeichnen kann, handelt es sich um *den* verbreiteten gesellschaftlichen Altersmarker: Angefangen vom Alter der Einschulung oder dem der Volljährigkeit über die Bedeutung von runden Geburtstagen bis hin zum Regelpensionsalter dient das kalendarische Alter als gesellschaftlicher Richtwert und nur in Ausnahmefällen – wie der Zurückstellung bei der Einschulung oder der Er-

<sup>5</sup> Georg Rudinger, Lebensphasen, in: Ludger Kühnhardt – Tilman Mayer (Hg.), Bonner Enzyklopädie der Globalität, Wiesbaden 2017, 249–266.

<sup>6</sup> Silke van Dyk, Soziologie des Alters, Bielefeld 2015, 6.

werbsminderungsrente – wird nach den tatsächlichen physiologischen, sozialen und psychischen Kapazitäten, d. h. dem funktionalen Alter gefragt.“<sup>7</sup>

Spürbar wird bei den benannten Differenzierungen immer wieder der komplexe Doppelcharakter von Älterwerden und Altsein. Mal wird von Altern als ein lebenslanger Prozess gesprochen, dann mit einer bestimmten Zahl von Lebensjahren ein Lebensalter „Alter“ bezeichnet und wiederum ein anderes Mal „das Alter“ synonym für die letzten Lebensjahre gesetzt, ohne dass damit eindeutig bestimmt wäre, wann diese Lebensphase genau beginnt. Überhaupt gibt es, welche Parameter auch immer man zur Alterscharakterisierung heranzieht, sowohl in diachroner Hinsicht als auch im synchronen Vergleich einer Alterskohorte eine große Heterogenität zu registrieren.

Wo wir von dem Alter im Sinne des höheren und höchsten Erwachsenenalters sprechen, wird dieser Umstand besonders deutlich und in den geflügelten Worten „Die Senioren von heute sind auch nicht mehr die alten“ und „Alt ist nicht gleich alt“ manifest. Die Gerontologie beschreibt die insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfolgte Ausdifferenzierung der Lebensphase Alter mit den Stichworten Entberuflichung, Verjüngung, Feminisierung, Singularisierung und Hochaltrigkeit:<sup>8</sup> Der sich zu etablieren beginnende „Ruhestand“ sorgte für von Erwerbsarbeitspflichten weitgehend befreite Jahre. Darüber hinaus ließ die lange forcierte Politik der Frühverrentung für immer mehr Menschen das Alter, das mental mit dem Beschäftigungsende verknüpft blieb, bereits in ihrem sechsten Lebensjahrzehnt beginnen. Hinzu kommt, dass infolge verbesserter hygienischer Bedingungen, gesünderer Ernährung, besserer Arbeitsbedingungen und vor allem des medizinischen Fortschritts Menschen gleichen kalendarischen Alters im Vergleich zu ihren Eltern und Großeltern in den vergangenen Jahrzehnten biologisch gesehen zunehmend jünger wurden und noch immer werden. Weil die Lebenserwartung von Frauen über der von Männern lag und liegt, stellen sie die deutliche Mehrheit in dieser Lebensphase und sind zugleich – je älter, desto wahrscheinlicher – häufig alleinlebend. Hochaltrigkeit schließlich ist vom vereinzelt Sonderfall zu einem wenig spektakulären, weil verbreiteten Phänomen geworden. Da diese fünf Faktoren nicht gleichzeitig und nicht zwingend in gleicher Richtung wirken, ergeben sich plurale Alter(n)smuster.

Niemals zuvor führten hierzulande Menschen ein so langes und zugleich gesundes Leben wie derzeit. Die infolgedessen ausgedehnte Altersphase verlangt nach Binnendifferenzierung. Weitgehend durchsetzen konnte sich dafür die auf Peter Laslett zurückgehende Unterscheidung zwischen drittem und viertem Lebensalter.<sup>9</sup> Hier wird weniger mit kalendarischen Altersgrenzen operiert, sondern die jeweilige körperliche und geistige Verfassung in den Blick genommen. Historisch neu ist demnach das dritte

---

<sup>7</sup> Dyk, *Soziologie des Alters* (s. Anm. 6) 13.

<sup>8</sup> Hans Peter Tews, *Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters*, in: Gerhard Naegele – Hans Peter Tews (Hg.), *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*, Opladen 1993, 15–42.

<sup>9</sup> Peter Laslett, *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*, Weinheim 1995.

Lebensalter, in dem der Mensch ohne berufliche Pflichten seine „späte Freiheit“<sup>10</sup> genießen kann. Sofern sich eine ausgeprägte Hilfs- und Pflegebedürftigkeit einstellt, wird vom vierten, teilweise auch vom fünften Lebensalter<sup>11</sup> gesprochen. Kritisch an dieser Sprachregelung wie bei vielen Kategorisierungen ist ihre Eindimensionalität, die z. B. Differenzierungen nach Geschlecht oder Lebensbereichen sowie das subjektive Empfinden der persönlichen Lebenssituation außer Acht lässt.

Die Gerontologie spricht daher lieber vom „differenziellen Alter(n)“, das unter anderem in den unterschiedlichen Biografien, Lebensstilen und Bildungsgraden der betrachteten Frauen und Männer gründet. Dabei wird sichtbar, dass keine Altersgruppe im menschlichen Lebenslauf so große Unterschiede hinsichtlich physischer, psychischer und sozialer Merkmale aufweist wie die Angehörigen der Lebensphase Alter. Angesichts dessen bildet das schliche Stichwort „Alter“ ohne eingehende konzeptionelle Präzisierung heute keine praktikable Kategorie mehr für gerontologische Untersuchungen. Alter(n) löst sich vielmehr durch unterschiedliche objektive Lebensbedingungen bzw. Lebenslagen und subjektive Lebensweisen sowie unterschiedliche physische und psychische Gesundheitszustände in zum Teil sehr differenzierte Gruppen und Lebensabschnitte auf.<sup>12</sup>

Nimmt man die Lebensspanne aus einer vornehmlich soziologischen Perspektive in den Blick, erscheinen die sie strukturierenden Lebensphasen mit ihren mehr oder weniger an Altersgrenzen geknüpften Phasenübergängen sozial konstruiert und normiert. Diese „Institutionalisierung des Lebenslaufs“<sup>13</sup> wirkt als äußere Sequenzierung des Lebens, vor allem aber als eher hilfloser Versuch einer Antwort auf die mit der Modernisierung einhergehende umfassende Pluralisierung und Individualisierung des Lebens. Wo sich die „Umstellung des Institutionalierungsmodus vom äußeren Ablauf des Lebens auf seine individuelle Gestaltung“<sup>14</sup> durchsetzt, verflüssigt sich die „Normalbiographie“. Kindheit und Jugend, Erwachsenenalter sowie das höhere Lebensalter stellen daher gegenwärtig noch immer zentrale, größtenteils hochinstitutionalisierte Phasen des Lebenslaufs, gewinnen in ihren konkreten Ausformungen aber zunehmend an Pluralität.<sup>15</sup>

Die Vorstellung, der Mensch durchlaufe synchron mit zunehmendem Lebensalter eine wie auch immer soziokulturell geprägte, vertikal geschichtete Lebensphasenstruktur,

<sup>10</sup> Leopold Rosenmayr, *Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußt gelebten Lebens*, Berlin 1983.

<sup>11</sup> Leopold Rosenmayr, *Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren*, Göttingen 1996.

<sup>12</sup> Gertrud M. Backes – Wolfgang Clemens, *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*, Weinheim 4 2013.

<sup>13</sup> Vgl. Martin Kohli, *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1985) 1–29.

<sup>14</sup> Martin Kohli, *Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück nach vorn*, in: Jutta Allmendinger (Hg.), *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*, Opladen 2003, 525–545.

<sup>15</sup> Dyk, *Soziologie des Alters* (s. Anm. 6) 50f.

erscheint vor dem Hintergrund der vorgebrachten Differenzierungsargumente fragwürdig. Zusätzliche und eher horizontal gelagerte Merkmale der Gesellschaftsstrukturierung wie Geschlecht, Ethnizität oder Milieu gehören von daher ebenso aufmerksam betrachtet wie die Kategorie „Alter“. Die dabei ins Auge fallenden „Überkreuzungen“ des Alters beispielsweise mit dem sozioökonomischen Status oder der sexuellen Orientierung sind notwendig zu beachten, um Formen der Marginalisierung, Benachteiligung und Ausgrenzung identifizieren und thematisieren zu können. Ein Diskurs um Alter und Diversität macht von daher dann und nur dann Sinn, wenn er sowohl einer diffusen Alterslosigkeit wie einer simplifizierenden Altersfixierung wehrt und stattdessen die Verschränkung mit anderen gesellschaftlichen Differenz- und Ungleichheitsmarkern sucht.

## 2. Alter(n) aus der Lebensspannen-Perspektive und mit Blick auf religiöse Entwicklung

„Ich liebe es, Menschen jeden Alters zu beobachten [...]. Mich fasziniert die Vielfalt der Gesichter und Gestalten, die unterschiedliche Art, wie Kinder, Erwachsene und ältere Menschen miteinander umgehen. [...] Es wird mir nie langweilig zuzuschauen.“<sup>16</sup> Mit diesem Statement eröffnet der u. a. durch seinen Bestseller „Babyjahre“<sup>17</sup> bekannt gewordene Remo H. Largo seine jüngst vorgelegte entwicklungsforscherische Quintessenz. In ihr streicht Largo, detailliert belegt durch Erträge der fünf Jahrzehnte andauernden und mehr als 700 Kinder von der Geburt bis ins Erwachsenenalter begleitenden Zürcher Longitudinalstudien, die Einzigartigkeit jedes Menschen heraus. Zugleich versucht er, mittels des von ihm so genannten „Fit-Prinzips“ Wege aufzuzeigen, die eigene Individualität in Übereinstimmung mit der Umwelt und hier insbesondere mit den Bedürfnissen und Begabungen der Mitmenschen „passend“ zu leben. Je besser einem dies gelingt, so Largo, desto eher erlebe der Betreffende Wohlbefinden, Selbstwertgefühl und Selbstwirksamkeit.

Mich beeindruckt das im Werk zum Ausdruck kommende Interesse und die Wertschätzung für die Einmaligkeit des Menschen und seiner je eigenen Entwicklung durch alle Lebensphasen hindurch. Teilen wir in Kirche und Pastoral diese Aufmerksamkeit und Wertschätzung? Oder lassen wir uns eher zu Schubladendenken verführen, z. B. wenn „Zielgruppen“ allein anhand des kalendarischen Alters gebildet werden und Abwertungen wie etwa in der unbedachten Rede einer „überalterten Gemeinde“ zum Ausdruck kommen? Wo suchen auch wir nach dem „fit“ bzw. unterstützen Menschen in ihren jeweiligen Bemühungen um ein stimmiges Leben?

---

<sup>16</sup> Remo H. Largo, Das passende Leben. Was unsere Individualität ausmacht und wie wir sie leben können, Frankfurt/M. 2017, 11.

<sup>17</sup> Remo H. Largo, Babyjahre. Entwicklung und Erziehung in den ersten vier Jahren (vollständig überarbeitete Neuausgabe), München <sup>6</sup>2011.



Die entwicklungspsychologische Perspektive auf die Vielfalt des Alter(n)s, die im Folgenden eingenommen werden soll, fokussiert auf die Lebensspanne mit ihren Lebensabschnitten und lässt sich von daher gut mit dem eher soziologisch geprägten und in seinen (De-)Institutionalisierungsdynamiken vorgestellten Lebenslaufkonzept verknüpfen. Ob von Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter, von Pubertät, Wechseljahren und Gebrechlichkeit oder Vorschulzeit, Schulzeit, Berufsausbildung, Studium, Erwerbsleben und Rente gesprochen wird, immer steht ein mehr oder weniger idealtypischer Lebenszyklus vor Augen. Ihn zu durchlaufen, begreift die Entwicklungspsychologie je nach theoretischer Ausrichtung als Reifungsgeschehen, persönliche Konstruktionsleistung, als Auseinandersetzung mit kritischen Lebensereignissen und/oder als Resultat der Lösung von spezifischen Entwicklungsaufgaben.<sup>18</sup> Verfolgt wird ein dynamischer Prozess von relativer Globalität zu Differenziertheit (orthogenetisches Entwicklungsprinzip), dem ein (latenter) Fortschrittsimperativ bezüglich der jeweiligen Entwicklungsziele und idealen Entwicklungsverläufe zugrunde liegt. Welche „Motoren“ die Entwicklung antreiben, wird wiederum unterschiedlich gesehen: Bekanntermaßen differieren hier Vorstellungen, wonach Entwicklung endogen durch Anlage und Reifung erfolgt (z. B. Theorie der psychosexuellen Entwicklung nach Freud), von exogenistischen Theorien und ihrem z. B. im Behaviorismus vertretenen Ansatz bei Lernerfahrungen in und aus der Umwelt. In Korrektur zu diesen klassischen Erklärungsversuchen sind aktuell vor allem (konstruktivistische) Selbstgestaltungstheorien und Modelle zum Wechselspiel von Anlagen und Umwelten (z. B. Theorie kritischer Lebensereignisse) in der Diskussion.<sup>19</sup>

Für unseren Zusammenhang von besonderem Interesse ist die Psychologie der Lebensspanne, da sie traditionelle Vorstellungen von Entwicklung als einer im Grunde determinierten Folge altersgebundener, situations- und kontextunabhängiger Verlaufsmuster korrigieren hilft.<sup>20</sup> Dagegen gehen VertreterInnen dieses entwicklungspsychologischen Ansatzes (allen voran ist hier an Paul Baltes<sup>21</sup> zu erinnern) davon aus, dass das Miteinander von biologischen, psychischen und sozialen Prozessen für Wachstum, Stabilität und Veränderung menschlichen Erlebens und Verhaltens über die gesamte Lebensspanne hinweg sorgen. In jeder Lebensphase (auch im Alter<sup>22</sup>) lässt sich demnach Entwicklung durch ein kontinuierliches Wechselspiel von Verlusten

<sup>18</sup> Vgl. Rudinger, Lebensphasen (s. Anm. 5) 250.

<sup>19</sup> Vgl. Leo Montada – Ulman Lindenberger – Wolfgang Schneider, Fragen, Konzepte, Perspektiven, in: Wolfgang Schneider – Ulman Lindenberger (Hg.), Entwicklungspsychologie. Nachfolger von Oerter & Montada, Weinheim 2012, 27–60.

<sup>20</sup> Vgl. Jochen Brandstädter, Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Leitvorstellungen und paradigmatische Orientierungen, in: Jochen Brandstädter – Ulman Lindenberger (Hg.), Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch, Stuttgart 2007, 34–66.

<sup>21</sup> Z. B. Paul B. Baltes, Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Theoretische Leitsätze, in: Psychologische Rundschau 41 (1990) 1–24.

<sup>22</sup> Paul B. Baltes, Alter und Altern als unvollendete Architektur der Humanontogenese, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 32 (1999) 6, 433–448.

und Gewinnen beschreiben. Selektion, Optimierung und Kompensation sind hierbei die wesentlichen Möglichkeiten des Menschen, auf seine in einen biologischen, historischen und kulturellen Kontext eingebettete Entwicklung Einfluss zu nehmen. Das Potenzial zur Anpassung an neue Gegebenheiten (Plastizität) verändert sich mit zunehmendem Alter und erschöpft sich am Lebensende.

So naheliegend es erscheinen mag, dass Entwicklungspsychologie und Praktische Theologie bei der Beschreibung und Deutung religiösen Erlebens und Verhaltens und deren Entwicklung über die verschiedenen Lebensalter hinweg Hand in Hand arbeiten, so wenig selbstverständlich ist diese Kooperation. Häufig werden die jeweiligen Forschungsinteressen nur monodisziplinär bearbeitet und die Schnittmengen übersehen. Wo Inter- und Transdisziplinarität gelingt, eröffnen sich dagegen interessante Perspektiven.<sup>23</sup>

Das eigene Interesse an gerontologischen und insbesondere auch religionsgerontologischen Fragestellungen erwuchs aus genau solch einem Versuch, sowohl mit den Augen der Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie wie mit denen der Entwicklungspsychologie auf die religiöse Entwicklung von Frauen und Männern in der zweiten Lebenshälfte, genauer im Alter von 50-70 Jahren, zu schauen.<sup>24</sup> Die reichhaltigen Erträge aus den geführten biografischen Interviews bestätigten dabei die Kernaussagen der skizzierten Psychologie der Lebensspanne auch im Hinblick auf die Religiosität unserer GesprächspartnerInnen: Diese blieb keineswegs stabil auf dem in Kindheit und Jugend ausgebildeten Niveau, sondern veränderte ihre Gestalt dynamisch über alle Lebensphasen hinweg. Damit konnten wesentliche Annahmen des besonders in religionspädagogischer Theorie und Praxis fest etablierten strukturgenetischen Ansatzes (Universalität, Unidirektionalität, Sukzessivität, Irreversibilität) mit seinen Stufenmodellen korrigiert bzw. zumindest infrage gestellt werden. Variabilität, Diskontinuität, Kontextrelativität und Plastizität religiöser Entwicklung auch und insbesondere im Erwachsenenalter sind die Stichworte, mit denen die wesentlichen Erkenntnisse unserer Forschung charakterisiert werden können. Hieraus kann als Lehre gezogen werden, dass das zu „Age-Diversity“ bislang Gesagte auch für den Bereich der Religiosität Geltung beanspruchen kann: „Die aus der gerontologischen Forschung bekannte Einsicht,

---

<sup>23</sup> Vgl. Gerhard Büttner – Dieterich Veit-Jakobus, *Entwicklungspsychologie in der Religionspädagogik*, Göttingen 2016.

<sup>24</sup> Das DFG-geförderte Projekt „Religiöse Entwicklung im Erwachsenenalter“ wurde dokumentiert und diskutiert in: Walter Fürst – Andreas Wittrahm – Ulrich Feeser-Lichterfeld – Tobias Kläden (Hg.), *„Selbst die Senioren sind nicht mehr die alten ...“*. Praktisch-theologische Beiträge zu einer Kultur des Alterns, Münster 2003. Unlängst hat Tobias Kläden das Studiendesign und die Forschungsergebnisse noch einmal zusammengefasst und in die entsprechende Diskussion religiöser Entwicklungstheorien eingeordnet: ders., *Die Seniorinnen und Senioren sind nicht mehr die alten! Religiöse Entwicklung im Erwachsenenalter*, in Miriam Beier – Holger Gabriel – Hans-Martin Rieger – Michael Wermke (Hg.), *Religion und Bildung – Ressourcen im Alter? Zwischen dem Anspruch auf Selbstbestimmung und der Einsicht in die Unverfügbarkeit des Lebens*, Leipzig 2016, 63–84.

dass nicht von einer in sich homogenen Gruppe der ‚Alten‘ ausgegangen werden kann, gilt auch in religiöser Hinsicht. Man kann weder von einer ‚pastoral pflegeleichter‘ Gruppe der Senioren ausgehen, noch von der Geltung des Sprichwortes ‚Mit dem Alter kommt der Psalter‘: Ältere und alte Menschen sind nicht per se religiös und werden es auch nicht per se (wieder). Auch wenn bestimmte Effekte des Lebensalters oder der Geburtskohorten möglich sind, so ist doch mit einer wachsenden Pluralisierung religiöser Gestalten auch in der zweiten Lebenshälfte zu rechnen. Gefordert ist daher“, so resümiert Tobias Kläden, „eine Offenheit für die Pluralität und Individualität von Lebens- und Glaubensgeschichten.“<sup>25</sup>

Hier wie in anderen Studien zur Religiosität in der Lebensphase Alter<sup>26</sup> wird deutlich, wie lohnend der Blick auf den gesamten Lebenslauf ist, um Wechselwirkungen und Pfadabhängigkeiten aus früheren Lebensphasen im Sinne biografischer Ressourcen oder auch negativer Potenziale erfassen zu können. Dass diese (Selbst-)Explorationen nicht nur von wissenschaftlichem, sondern vor allem praktischen Wert sein können, zeigt sich überall dort, wo Glaubenskommunikation gelingt. Wenn die Sorge, dem Anderen könne das Thema „Religiosität“ zu privat sein, erst einmal überwunden ist, und die Gefahr gesehen wird, die eigene Religiosität als „Norm“ zu betrachten und den Anderen unterschiedslos entsprechend zu „normieren“, dann wird es möglich, voneinander zu lernen, was Religiosität (alles) heißen kann und wofür Religiosität (nicht) gut sein kann. Die Heterogenität des Alters und der Generationen, aber selbstverständlich auch Diversität in all ihren weiteren Facetten ist Chance für Begegnungen „auf Augenhöhe“, die das Leben „reicher“ machen.

### 3 Generationen und Generationendialog – auch über „Gemeinde“?!

Karl Mannheim beschreibt 1928 in seiner berühmt gewordenen Abhandlung „Problem der Generationen“ eine „besondere Art der gleichen Lagerung verwandter ‚Jahrgänge‘ im historisch-sozialen Raume“, die auch von den betreffenden Personen als solche subjektiv empfunden wird und „eine reale Verbindung zwischen den in derselben Generationenlagerung befindlichen Individuen“ knüpft.<sup>27</sup>

Versteht man den Generationenbegriff also nicht allein genealogisch auf verwandtschaftliche Familienstrukturen bezogen und auch nicht primär pädagogisch („Alt lehrt Jung“ oder umgekehrt), dann bezeichnet „Generation“ im Anschluss an Mannheim die „Gesamtheit der ungefähr Gleichaltrigen [...], die wichtige hist[orisch]-gesellschaftliche Erfahrungen in einem ähnlichen Alter erleben [...] und diese in ähnlicher Weise verarbeiten, deuten und darauf reagieren [...]“. Ergebnis ist die Herausbil-

<sup>25</sup> Kläden, Seniorinnen und Senioren (s. Anm. 2) 84.

<sup>26</sup> Stellvertretend sei an dieser Stelle nur auf Lars Charbonnier, Religion im Alter. Eine empirische Studie zur Erforschung religiöser Kommunikation, Berlin 2014, verwiesen.

<sup>27</sup> Zit. nach Dyk, Soziologie des Alters (s. Anm. 6) 26.

derung spezifischer Werthaltungen, Orientierungen, Einstellungen und Handlungsmuster, die eine G[eneration] von anderen G[eneration]en unterscheidet.“<sup>28</sup>

Mindestens so bedeutsam wie die Diskussion, was eine Generation konstituiert, erscheint die Frage, wie Menschen verschiedener Generationen konstruktiv in Kontakt treten und sich austauschen können. Dass solche „Generationendialoge“ einen hohen Wert besitzen, hat schon Karl Mannheim betont, wenn er quasi als Kontrastfolie das Gedankenexperiment einer Gesellschaft wagt, in der eine Generation ewig lebt.<sup>29</sup> Andreas Kruse setzt dem die von Erik Erikson postulierte „Generativität“ als Entwicklungsaufgabe des mittleren Erwachsenenalters entgegen, mithilfe derer nach Identitätsfindung und dem Knüpfen stabiler persönlicher Bindungen jetzt eine Verpflichtung und Verantwortung gegenüber der Gesellschaft insgesamt eingegangen werden soll.<sup>30</sup> Damit reicht Generativität weit über Elternschaft hinaus und meint die Kompetenz, individuell und kollektiv um das wechselseitige Angewiesensein der Generationen zu wissen und entsprechend zu handeln.

Solch eine Form der Generationenbeziehungen ist natürlich nicht selbstverständlich. Mindestens so häufig wie solidarische Austauschbeziehungen, in denen jede Generation von der anderen profitiert, sind Konflikte aufgrund unterschiedlicher Interessen und Werthaltungen, Segregation und damit ein relativ unabhängiges Nebeneinander der Generationen oder schlicht Ambivalenzen im intergenerationellen Miteinander. Für ein Miteinander der Generationen in Gesellschaft und Kirche einzutreten, ist nicht sonderlich originell. Um dieses Ziel etwas zu konkretisieren, soll es im Folgenden auf das Stich- und Reizwort „Gemeinde“ bezogen werden.

Wenig kirchliche und pastorale Themen beschäftigt seit einigen Jahren die für Pastoralstrategie Verantwortlichen wie die hiervon Betroffenen so sehr, wie die vielerorts vollzogene und weiter im Gang befindliche Umstrukturierung der Gemeinden und Pfarreien zu größeren und großen pastoralen Räumen.<sup>31</sup> Da verwundert es nicht, dass sich auch die diese Entwicklungen beobachtende, teils auch begleitende Pastoraltheo-

---

<sup>28</sup> Bianca Lehmann, Generation, in: Johannes Kopp – Bernhard Schäfers (Hg.), Grundbegriffe der Soziologie, Wiesbaden <sup>10</sup>2010, 83–86, hier 83.

<sup>29</sup> Dies erinnert an aktuelle biogerontologische Ambitionen der weiteren Verlängerung der Lebensspanne sowie des Stopps der Seneszenzprozesse und die Diskussion möglicher Folgen u.a. für Generationenverhältnisse; vgl. Ulrich Feeser-Lichterfeld, Generationen-Miteinander angesichts von Szenarien extremer Langlebigkeit – eine Bildungsaufgabe, in: Ralph Bergold – Jochen Sautermeister – André Schröder (Hg.), Dem Wandel eine menschliche Gestalt geben. Sozialethische Perspektiven für die Gesellschaft von morgen, Freiburg/Br. 2017, 123–131.

<sup>30</sup> Andreas Kruse, Intergeneratives Arbeiten aus der Perspektive der Gerontologie – eine theoretisch-konzeptionelle und anthropologische Fundierung, in: Heike Binne u.a. (Hg.), Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, Opladen 2014, 75–86.

<sup>31</sup> Eine explorative Pilotstudie hierzu mit anregenden Denkanstößen findet sich dokumentiert in: Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (Hg.), Nähe und Weite statt Enge und Ferne. Zu den Chancen großer pastoraler Räume für eine missionarische Pastoral, Erfurt 2015.

logie an den Debatten um die zukünftige Gestalt von „Gemeinde“ und „Pfarrei“ beteiligt und die Frage zu beantworten versucht, wie Kirche ihre Sendung unter veränderten Struktur- und Kontextbedingungen verwirklichen kann.<sup>32</sup>

„Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“ – dieses von Ferdinand Klostermann<sup>33</sup> auf den Punkt gebrachte Leitmotiv der nachkonziliaren Gemeindeftheologie hat (und deshalb wird an dieser Stelle überhaupt darauf eingegangen) eine große Zahl von Frauen und Männern der Geburtsjahrgänge der 1930er- und 1940er-Jahre und damit die heute Alten in Kirche geprägt. Viele Jüngere können weder den Anspruch, noch das investierte Engagement für ein vor Ort erfahrbares, gemeinschaftlich verantwortetes und in überschaubaren Größenordnungen gelebtes Kirche-Sein so recht nachvollziehen. Auch der damit verknüpfte emanzipatorische Impetus gegen ein Verständnis von Kirche, das zuerst nach oben und nach Rom schaut und dabei die Eigenheiten und Wünsche an der Basis unberücksichtigt lässt, wirkt inzwischen – zumindest was das damit einhergehende Aufreger- und Mobilisierungspotenzial betrifft – „von gestern“.

Inzwischen ist ja tatsächlich deutlich geworden, dass diese das kirchliche (Pfarr-)Leben insbesondere der 1970er- und 1980er-Jahre prägende „Gemeindeidee“ gescheitert, zumindest aber in eine Krise geraten ist, die kaum mehr zu überwinden möglich scheint. Wenn es je überhaupt die angezielte Idealgestalt von „lebendiger Gemeinde“ gab, so ist an ihre Stelle spätestens im Übergang zum 21. Jahrhundert eine plurale Wirklichkeit „Gemeinde“ in vielfältigen Sozial- und Beteiligungsformen getreten. Die stark rückläufige Zahl der Priester ebenso wie ein nachlassendes Interesse der (formalen) Gemeindemitglieder an Gottesdiensten und sonstigen gemeindlichen Aktivitäten und Angeboten hat in den meisten Diözesen zu einer Doppelstrategie geführt, die Fusionsierungs- und Zentralisierungsmaßnahmen mit Revitalisierungs- und Missionsanstrengungen zu kombinieren versucht. Das dabei in Kauf genommene Risiko ist groß, weswegen Herbert Haslinger auch warnt: „Wenn an den derzeitigen Strukturbildungen festgehalten wird, geht die pastorale Praxis in den Gemeinden und gehen die Gemeinden als Orte pastoraler Praxis zugrunde.“<sup>34</sup> Um hier zu einer verantwortbaren Positionierung zu gelangen, gilt es, das eigene Pastoralverständnis zu klären. Wenn man z. B. mit Christoph Theobald Pastoral als Kunst begreift, „jemandem an dem Ort zu begegnen, der dessen Bewusstsein von sich selbst entspricht“, „durch die eigene Anwesenheit den anderen in seiner Einmaligkeit zum Vorschein zu bringen“ und „bei

---

<sup>32</sup> Als gutes Beispiel für diese kontroverse Diskussion vgl. Matthias Sellmann (Hg.), *Gemeinde ohne Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle*, Freiburg/Br. 2013.

<sup>33</sup> Ferdinand Klostermann, *Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde? Für alle Mitarbeiter in der Pfarrgemeinde*, Wien 1979.

<sup>34</sup> Herbert Haslinger, *Vom Einfamilienhaus zur Berghütte. Zur Konzeption der pastoralen Praxis in Gemeinden*, in: *Herder Korrespondenz* 69 (2015) 6, 285–289, hier 286.

den Einzelnen ein Bewusstsein für sich selber zu zeugen“<sup>35</sup>, dann relativiert sich die Frage nach kirchlichen Sozialformen erheblich und gewinnt die Suche nach einem angemessenen pastoralen Stil an Gewicht.

Das Ringen um den Erhalt der Ortsgemeinde als sichtbare Präsenz von Kirche im Sozialraum einerseits und die Ablösung territorialer Seelsorge durch neue pastorale (Ander-)Orte und spezifische, auf konkrete Anliegen und Milieus bezogene Gelegenheiten ist jedenfalls im Gange, ohne dass sein Ausgang schon absehbar wäre. Mehr noch: Das verstärkte Miteinander von diakoniesensiblen Gemeinde- und Verbandsakteuren zugunsten einer Sozialraumpastoral, vielfältige Initiativen „lokaler Kirchenentwicklung“ und neuer Gemeindegründungen oder die laufenden Experimente, in Kooperation von Haupt- und Ehrenamtlichen Gemeindeleitung zu realisieren, deuten darauf hin, dass ein Abgesang auf die Idee der Kirche vor Ort und nah bei den Menschen verfrüht und verfehlt sein könnte.<sup>36</sup>

In dieser komplexen und ergebnisoffenen Situation sei ein Gedankenexperiment gewagt. Angenommen, es fänden sich genug Entschlossene – auf lokaler Ebene, in einer Diözese oder auch über Bistumsgrenzen hinweg – mit Interesse an und Neugier auf das Erfahrungswissen und die Innovationsideen der „Generation Gemeinde“ (so sei die oben bezeichnete Kohorte der heute etwa 70- bis 90-Jährigen vorläufig benannt): Welch spannende und für aktuelle Suchprozesse wertvolle Erinnerungen an die Pionierzeit „lebendiger Gemeinde“ sowie den lebensspannenbegleitenden Erfahrungen mit dem „Projekt Gemeinde“ könnten mittels solcher pastoralbiografischer Interviews erhoben werden?!

Diese Idee gewinnt vor dem Hintergrund des zur Alters- und Generationendiversität Gesagten (zumindest in den Augen des Verfassers) dann an zusätzlichem Potenzial, wenn hier – in welcher Form auch immer – intra- und intergenerationelle (Gemeinde-) Dialoge gewagt würden. Damit würde zugleich das Ideal „Gemeinde als Begegnungsraum der Generationen“ auf die Probe gestellt. Eignet sich in nennenswerter Häu-

---

<sup>35</sup> Zit. nach Philippe Bacq, Für eine Erneuerung vom Ursprung her. Auf dem Weg zu einer „zeugenden Pastoral“, in: Reinhard Feiter – Hadwig Müller (Hg.), *Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich*, Ostfildern 2012, 31–55, hier 47.

<sup>36</sup> Vgl. Patrik C. Höring, *Entwicklungen und Perspektiven der Gemeindepastoral*, in: *Stimmen der Zeit* 234 (2016) 403–412. – Rainer Bucher, der dank seiner schonungslosen Kritik am „Prinzip Gemeinde“ hier und den gemeindlichen Realitäten von Milieuverengung, Selbstherrlichkeit und inkonsequenter Modernisierung dort (vgl. z. B. ders., *Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindeftheologie. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche*, in: Georg Ritzer [Hg.], *„Mit euch bin ich Mensch ...“*. Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages von Friedrich Schleiermacher O.Cist., Innsbruck 2008, 19–46) sicher nicht als romantisch-naiver Verfechter einer gemeindeftheologischen Kehre gelten kann, hat unlängst erst in diesem Sinne dafür geworben, den Kairos der gegenwärtigen pastoralen Neuorientierung nicht zu verpassen und die zuwachsenden Freiheitsräume für eine Kirchenentwicklung vor Ort zu nutzen: ders., *Die unerbetene Chance nutzen!*, <http://www.feinschwarz.net/die-unerbetene-chance-nutzen/> (abgerufen am 9.8.2017).

figkeit so etwas wie eine „intergenerationelle Gemeinde-Katechese“<sup>37</sup>, oder zeigt sich vielmehr eine Sprach- und Beziehungslosigkeit im Nebeneinander altershomogener Gruppen? Ist „Gemeinde“ überhaupt noch ein Thema der Jüngeren oder nur noch wehmütige Erinnerung der Älteren und Alten? Finden sich auch vor Ort Anlässe intergenerationellen Dialogisierens und Lernens, wie dies weltkirchlicherseits ja z. B. bei der bevorstehenden Jugendsynode und dem in diesem Kontext kommunizierten Interesse am wechselseitigen Austausch der Lebenswelten und Glaubenssichten der Fall zu sein scheint?<sup>38</sup>

Doch auch hier sind Einseitigkeiten zu vermeiden. Die kritische Bemerkung von Nobert Frieters-Reermann, wonach „intergenerationelle Dialog- und Lernprozesse [oftmals] sehr stark oder ausschließlich auf die Identitätskategorie Alter/Generation fokussiert, ja sogar fixiert zu sein“ scheinen, verdient unbedingt Beachtung. Dadurch geraten andere Aspekte wie z. B. Geschlecht, Nationalität, Religion, Ethnizität, Klasse, Schicht, Milieu häufig aus dem Blick.“ Um solche „[d]iversitätsbezogene[n] Defizite“ auszugleichen, „wäre es empfehlenswert, einzelne Identitätskategorien nicht gegeneinander auszuspielen, sondern im Sinne einer integrativ-inklusiven Sicht diese miteinander zu verschränken“<sup>39</sup>.

#### 4 Resümee

Übersetzt man Diversität mit Vielfalt und Pluralität, dann wird schnell deutlich, dass dieses Konzept Kirche und Theologie schon lange und (mehr oder weniger explizit) intensiv beschäftigt. Diversität ist für eine Kirche, die sich als Einheit in und aus Vielfalt versteht, kein Problem, sondern Bedingung ihrer Möglichkeit. Zugleich ist für die Kirche das, was sie von sich selbst aussagt, nämlich „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen Gentium 1) zu sein, angesichts fortgeschrittener und fortschreitender Differenzierung und Desintegration sowohl im innerkirchlichen Beziehungsgefüge als auch in Relation zu ihrem „Außen“ eine existenzielle Herausforderung. Das Zweite Vatikanische Konzil hat – dies darf als seine pastorale Wende verstanden werden – schließlich mit der Lehre

<sup>37</sup> Vgl. Ursula Kropp – Bernd Lutz, Katechese im Miteinander aller Generationen, in: Katechetische Blätter 139 (2014) 300–303.

<sup>38</sup> Vgl. hierzu im Fragebogen des Vorbereitungsdokumentes zur XV. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“ (Vatikanstadt 2017) die speziell an Europa gerichtete Frage: „Auf welchen Ebenen funktioniert die Beziehung zwischen den Generationen noch? Wie kann sie dort, wo sie nicht mehr funktioniert, wieder aktiviert werden?“

<sup>39</sup> Nobert Frieters-Reermann, Miteinander oder Gegeneinander: Herausforderungen für intergenerationelle Dialog- und Lernprozesse, in: Liane Schirra-Weirich – Henrik Wiegelmann (Hg.), Alter(n) und Teilhabe. Herausforderungen für Individuum und Gesellschaft, Opladen 2017, 39–59, hier 46f.

von der Berufung jedes einzelnen Menschen zum Volk Gottes die Logik der Exklusion gegen den angesichts des „Wagnis[ses] der ungeschützten Begegnung“ nicht risikoarmen Weg der Inklusion eingetauscht und den Dienst an ebendieser Berufung zur wesentlichen Aufgabe der Pastoral erklärt.<sup>40</sup>

Diversität im engeren und eher politischen Sinne – also wenn es beispielsweise um Gleichbehandlung bzw. Abwehr von Diskriminierung oder um Diversity-Management zum Nutzen der vielfältigen Ressourcen im Volk Gottes geht – ist dagegen weniger selbstverständlich und vor allem selten explizit unter der Überschrift „Diversität“ in kirchlichen oder theologischen Sprachspielen verankert.

Will man Diskriminierung aufgrund des Alters einer Person oder Gruppe abwehren, ist eine Diversität betonende Strategie im Umgang mit der alternden Kirche in der alternden Gesellschaft<sup>41</sup> angezeigt, um auch solche Gruppen älterer Menschen und ihre Lebenssituation zu berücksichtigen, die ansonsten in ihren Möglichkeiten und Zugängen zu gesellschaftlich-kirchlicher Teilhabe tendenziell benachteiligt sind. Wer an dieser Stelle denkt, dass die Älteren im kirchlichen Leben allein aufgrund ihrer Mehrheitsposition längst übervorteilt seien, möge sich ganz im Sinne des Age-Diversity für andere Alterskohorten einsetzen, vor allem aber Möglichkeiten zum Dialog über (Alters-)Unterschiede schaffen. Denn ob das Alter, gleich wie es konzeptualisiert wird, eine relevante Information und damit nach dem berühmt gewordenen Bonmot von Gregory Bateson einen „Unterschied, der einen Unterschied ausmacht“<sup>42</sup> darstellt – diese Frage ist offen. Eine naive Konzentration auf das Differenzmerkmal „Alter“ geht jedenfalls an der komplexen Realität von Pluralität und der entsprechend großen Herausforderung eines Diversity-Managements, das ja gerade stereotype Wahrnehmungen und diskriminierende Festlegungen zu überwinden sucht, vorbei.

Prof. Dr. theol. Dipl.-Psych. Ulrich Feeser-Lichterfeld  
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen / Fachbereich Theologie  
Leostraße 19  
33098 Paderborn  
+ 49 (0)5251 1225-30  
u.feeser-lichterfeld(at)katho-nrw(dot)de  
<https://www.katho-nrw.de/feeser-lichterfeld>

---

<sup>40</sup> Rainer Bucher, Selbstentdeckung im „Außen“. Wenn in der Kirche vom Dialog die Rede ist, in: Herder Korrespondenz 67 (2013) 9, 453–457, hier 455f.

<sup>41</sup> Karl Gabriel, Die alternde Kirche in einer alternden Gesellschaft, in: Theologisch-praktische Quartalsschrift 151 (2003) 115-123.

<sup>42</sup> Gregory Bateson, Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt/Main <sup>4</sup>1992, 582.